

DIE HABSBURGERMONARCHIE Ein Ort der inneren Kolonisierung?

Johannes Feichtinger (Wien)

erschienen in: *newsletter MODERNE*.
Zeitschr. des Spezialforschungsbe-
reichs *Moderne – Wien und Zentral-
europa um 1900*, 6. Jg., H. 1 (März
2003), p. 29f.

Interdisziplinärer Workshop der
Komm. für Kulturwissenschaft und
Theatergeschichte an der Österr.
Akad. der Wissenschaften;
<http://www.oeaw.ac.at/kkt/>.

Ort: Europasaal im Palais Schlick,
Türkenstraße 25, 1090 Wien.

Termin: 19.-21. September 2002.

Konzeption: Moritz Csáky, Johannes
Feichtinger u. Ursula Prutsch.

Die Zielsetzung dieses Workshops bestand darin, ausgehend von der Postcolonial Theory diskursiv konstruierte Machtverhältnisse innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie (Zentraleuropa) zu analysieren, ohne dabei das Außen, vergleichbare staatliche Konfigurationen (die kolonisierte lateinamerikanische Staatenwelt, das Osmanische Reich und Indien als Vergleichsbeispiele), aus dem Blick zu verlieren. Auch wurde der Bezug zur zentraleuropäischen Gegenwart gewahrt. Die 17 Vortragenden und zahlreiche DiskutantInnen debattierten im Besonderen darüber, welches wissenschaftliche Surplus sich durch die Anwendung der postkolonialen Theorie erzielen lässt.

Ausgehend von der Vorstellung, dass ein maßgebliches Ziel jeglicher Kolonisierung in der Vereinheitlichung unterschiedlicher kultureller Muster (im weitesten Sinne) liege, wurde versucht, diskursiv konstruierte Machtgefüge, die solchen Homogenisierungsversuchen zu Grunde liegen, mit Hilfe postkolonialer Ansätze aufzubrechen, und dadurch verwischte Differenzen zwischen den Kulturen, Ethnien und Sprachen wieder aufzuspüren.

Spiegelte die ethnisch-kulturell-sprachliche Differenz in einer »verflüssigten« Form seit jeher die Staatswirklichkeit des habsburgischen Vielvölkerstaates wider, wurden Differenzen zwischen den verschiedenen Kulturen aber auch bewusst konstruiert und »verfestigt«; denn die kulturelle Hybridität ist/war konfliktbeladen und wurde oftmals als krisenhaft empfunden. Die Abgrenzung »kultureller Monaden« (Anil Bhatti) in plurikulturellen Gesellschaften versteht sich daher sowohl als Maßnahme zur Konfliktminderung als auch als Mittel, durch das sich kulturelle »Authentizität« im nationalen Sinne konstruieren ließ. Mit der Herstellung solcher Ordnungen versuchte man jedenfalls, die Komplexität, die als Chaos aufgefasst wurde, in den Griff zu bekommen: vermittels Kodifikationen (z.B. der Sprachen), aber auch durch zentralistische Vereinheitlichungsmanöver. In der habsburgischen Ordnung sollten die Zentrifugalkräfte u.a. durch nonverbale Sprachvereinheitlichung (z.B. Architektur) geschwächt werden.

Die Teilnehmer der Konferenz stimmten darin überein, dass der postkoloniale Blick in der Tat ein neues Licht auf solche Prozesse zu werfen vermag. Die postkoloniale Theorie fasse das Chaos als komplexe Konfiguration auf und werte auch die Mehrdimensionalität gegenüber linearen Sichtweisen auf (Bhatti). Daher ließen sich durch postkoloniale Sichtweisen konstruierte Machtgefüge, die als kolonialistisch aufgefasst werden mussten, radikal dechiffrieren. In diesem Sinne seien auch administrative Maßnahmen »von oben« durch eine Ordnungsmacht, wie der habsburgischen, als kolonialistisch zu verstehen, wie auch die Assimilation »von unten« ein Ausdruck von Machtdiskursen sein könne: Verschiedene Gruppen verspürten zunehmend den Zwang, sich dem dominanten kulturellen Narrativ zu unterwerfen (Stichwort: Selbstkolonisierung). Zur Dechiffrierung solcher Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse, in denen die einen auf Kosten der anderen profitierten, bedürfe es aber der Analyse von Kultur anhand eines erweiterten Kulturbegriffs (Kultur als vielschichtiger »Text«, als eine Ansammlung von Codes, mittels deren Individuen kommunizierten).

Die Anwendung der postkolonialen Theorie habe im Sinne einer »ethischen Haltung« zu erfolgen, nicht aber im Stil einer »großen Erzählung«, vermittels Aufpfropfung einer durchkonzipierten Theorie auf das Analyseobjekt (Bhatti). Auch stimmte man darüber überein, dass die kolonialistische Perspektive nicht notwendigerweise an den Besitz von Kolonien geknüpft sein müsse.

Ausgehend von einer ausdifferenzierten Verwendung der Begrifflichkeiten Multikulturalismus – Transnationalismus – Hybridität durchzogen die Konferenz mehrere Argumentationsstränge: Erstens das Wechselspiel von Homogenisierung versus Differenzierung (und Diversifizierung) als ein Spezifikum der zentraleuropäischen Region. Zweitens die von den Postcolonial Studies eingeforderte Auflösung der Dichotomie Zentrum versus Peripherie. Drittens stand in Zusammenhang damit die Diagnostizierung von Mikrokolonialismen, die für die Donaumonarchie besonders signifikant waren, im Vordergrund. Mikrokolonialismen wurden als Terminologie vorgeschlagen, um den zu grob gestrickten heuristischen Ansatz eines reichsübergreifenden Kolonisierungsdiskurses aufzubrechen (Simonek). Die Träger der Macht vervielfältigten sich; auch Opfer der Kolonisierung behaupteten sich später in der Rolle von Kolonisatoren.

Der allgemeine Tenor der Tagung war, dass die Anwendung der Postcolonial Studies auf Zentraleuropa das Gesichtsfeld aus kulturwissenschaftlicher Perspektive um vieles erweitere. Die Ergebnisse dieser Tagung werden dieses Jahr in einem Sammelband vorgelegt.